

Aus Enge und Weiten.

Wolfgang Burghauer ist der Sänger der häb-
schen Madi Heidebauer aus Tilmeln und zugleich der
Kriechphane der deutschen böhmischen Kleinstadt. Langsam
dreht sich die Walze. Die Richterinnen von Tilmeln, die
Generalin, die Kaufmannsrau, die Beamtenstochter und das
fürchterliche Fräulein Obustag halten schreckliches Gericht
aber alle kündigen Seelen Tilmelns und namentlich über
die jungen Mädchen, die diesem hohen Gerichtshof nicht ihre
Reverenz machen. Madi Heidebauer kommt aus der Pension
der Vandeshauptstadt, in die der Vater die mutterlose Tochter
geschickt hat, zurück. Sie kommt klar, gesund, unbekümmert
und wirkt in dem stochenden Leben der kleinen Stadt wie ein
frischer Bergquell. Das kann nicht mit rechten Dingen zu-
gehen. Die Richterinnen von Tilmeln liegen auf derauer
und suchen nach der verwundbaren Stelle, die den Frohmut
dieser unbekümmerten Jugend zu Falle bringen könnte. Es
findet sich nichts, absolut nichts. Madi hat im gesamten Nat
der Männer Tilmelns von vornherein bekochene Richter, und
ihre Ehrentitel bleibt frisch; aber Leid und Verdrieungswille
des hohen Gerichtshofes spritzen Schmutz an das weiße Kleid
des Mädchens, ohne das dieses es merkt. Die Verleumdung,
diese gefährliche Waffe, über ihr ubles Handwerk, und eines
Tages ist es mit dem Glauben an die frische Jugend Madis
vorbei. Erst nach und nach spürt diese die Wirkung des Giftes
und ist nun ganz verzaubert. Aber die Ritter sind nicht fern.
Ein alter pensionierter Oberst steht auf, tapfer, froh, un-
bekümmert, und hält sein Schwert über Madi Heidebauer
und ihre Liebe zu einem braven Jungen. Tapfer dringt er
in die Hochburg der Richterinnen ein und zerreißt das Netz
der Lüge und Gemeinheit. Der hohe Gerichtshof muß scham-
lich zu Kreuze kriechen und vor dem Rechtsanwalts Abbitte
leisten. Damit ist der Glaube an seine Macht gebrochen und
Tilmeln von Gerichtspersonen dieser Art befreit, solange es
dauert. — Wer ein gutgeschriebenes Buch mit langsamem Be-
gehen zu lesen vermag, wird auf seine Kosten kommen. Es
fehlt Burghauer weder an Humor noch Satire, und er weit
die feinen Waffen des Geistes auf sehr amanliche Art zu ver-
wenden. Einzelheiten, wie das Sangerfest im alten Gasthof,
sind ganz fuhlich geleschen und wiedergegeben. Die Traven
sind scharf herausgearbeitet und haben charakteristische Linien.
Ein allzu behagliches Verweilen bei Einzelheiten behindert
zuweilen den Fluß der Handlung, aber der Roman als Ganzes
zählt zur guten und empfehlenswerten Unterhaltungsliteratur.
Der Verlag Siedel in Reichenberg hat Madi Heide-
bauer ein schonmes Kleid gegeben.

Thea v. Harbou, ebenso bekannt durch ihre Monumen-
talfikale wie als Erzählerin, veröffentlicht im Verlag August
Scherl, Berlin, einen Roman: Die Insel der Unsterb-
lichen, der nicht zu den besseren Arbeiten der Verfasserin
gehört. In kleinen Novellen konnte man ein anziehendes Talent
gerne freundlich hervorheben. In ihrer neuen Arbeit aber ver-
fällt sie streckenweise in eine preislose Manier, die jede Ursprun-
lichkeit und Einfachheit verliert. Die Wechselschicksale des In-
dustriellen Hilligen, einer von den Dunensarkas, und seiner
Gattin, der Fürstin Dnegott, sind alt wie die Frauen-
literatur und haben die Marit und die Desmburg unter
ihren Ahnentumen. In der Episode auf dem Schiff, wo Liebe
und Eifersucht ihren Anfang nehmen, begruden sich Thea von
Harbou und Hedwig Courths-Mahler mit schweherlichem Ver-
handnis der Situation. Thea aber ist schlau. Sie weit, das
mit der Einfachheit nichts zu machen ist, und so unklug
sie ihre Geschichte mit einem Mantel von Romantik und
erotischer Farbenpracht, der amandliches Kunstgewerbe ist.
Auch die Geschichte des zweiten Liebespaars, Todgeweihten,
die ihre letzten Lebensstage gemischen wollen, birgt wenig an-
ziehendes Moment, bis zu dem Ermachen des Lebenshungrers
in der jungen Frau, die von der Insel der Seligen flieht,
um als Tänzerin in einer Dafenstube den dicksten Schlamm
des Lebens kennenzulernen und den Tod durch das Messer
zu finden. Diese Szene zeigt, das Thea Harbou ganz andere
Sachen kann, als romantisch fuhliche Liebesgeschichten nach
Groschmitters Rezept zu schreiben. Wozu und paradox sind
zuweilen ihre Aussprüche: Wie recht hat der Kannibals-
mus... welsch überwältigende Genugtuung, das Herz zu
essen, das sich den Untergang geschworen hat! — Eine pri-
mitive Weltanschauung nicht ohne Kraft. Der Band, mit
schönem grünen Feinen und Goldprägung unklug, steht aus,
als solle er ein Kabinettstück in einer Roman-Sammlung werden.
Das dürfte wohl eine Täuschung sein.

Für Veler, die naglich zwei bis drei Bände verschlingen
müssen, bringt der Verlag Mülheim: Das Fräulein und
der Levantiner von Fedor v. Zobeltitz, dessen
Widder als Nachmittagslekture auf dem Sofa von vielen
Lesern geschätzt werden. Man muß sagen, das ihm eine
elegante, flüssige Art eigen ist, und das er sich auf die Fein-
weberer vielfach verschlingener Romanmotive versteht. Der
Levantiner sammelt in Berlin ein halbverlungertes Fräulein
auf, verhilft ihm zum neuen Leben, gibt ihm Brot und Be-
schaftigung und verliebt sich in die Weizenblonde. Sie wird
ihm nicht aus vollem Herzen, wohl aber aus Dankbarkeit
und Gewöhnung eigen, löst aber recht brutal das gefühls-
volle Band, als neue und edlere Gefühle sie erfüllen. Neben diesem
Dauptmotiv des Buches laufen noch einige andere, die den
Veler in den neuzeitlichen farbigen Orient führen, mit einer
Fülle charakteristischer, wenn auch wenig sympathischer Figuren.
Auch nicht uberwaltig angenehm ist der Bruder der weizen-
blonden Jmmre, der lange verschollen war und an dem
Egoismus seiner Jugend in allen Lebenslagen schadelt. Der
anhängige Mensch, der einzige, mit dem man trotz seiner
trüber Geschäfte mal zusammen sein möchte, ist der Bevand-
ter, der in seinem Herzen so schwer und ungerichtet Gefankte.
Sein Tod löst die Konflikte. Das Buch, ebenfalls in wunder-
schönem, grünen Kleide, macht nicht den Anspruch darauf, mehr
zu sein, als es ist: Ein flott geschriebener Unterhaltungsmo-
roman.

Auf ganz anderem Boden steht A. de Nores Novellen-
sammlung Das Tal des Lebens. Hier zeigt sich in
meisterlich entworfenen kleinen Skizzen ein Dichter, der in
tiefe Geheimnisse der menschlichen Seele eingedrungen ist und
viel Seltsames zu künden weit. Die Novelle, die der Samm-
lung den Namen gibt, zeigt einen Willensmenschen von
stärksten Energien, der Herr über Leben und Tod zu sein
glaubt, bis ihm die Natur die Grenzen seiner Macht zeigt. Die
Spannung in dem kleinen Werk ist außerordentlich stark
und wird durch beste literarische Mittel erzielt. Die er-
freulichen Eigenschaften des Erzählers finden sich auch in den

anderen farbigen Novellen, von denen „Die Fähre“ und „Das
Paradies“ ganz besonders sein im Motiv und in der Aus-
führung sind, dabei nicht ohne Kraft und Lebendigkeit in der
Handlung. Der Verlag von L. Staudmann, Leipzig, besitzt
in de Nora einen seiner eigenartigsten Erzähler, der in der
Spitz- und Wunderwelt Hoffmanns zu Hause ist.
Paul Hermann Hartwig.

Friedrichs des Großen Briefwechsel mit seiner Schwester Wilhelmine.

Herausgegeben von Gustav Berthold Vols.

Als Quelle und zugleich als wertvolle Ergänzung zu dem
unlängst besprochenen Buche von Alexander v. Gleichen-Ruf-
wurm: Die Margravin Wilhelmine von Bayreuth, wird
alle Geschichts- und Literaturfreunde der vor kurzem er-
schienene zweite Band des Briefwechsels Friedrichs
des Großen und Wilhelminens von Bayreuth
interessieren, der die Briefe vom Regierungsantritt des
großen Königs (1740) bis zum Tode der Margravin (1758)
umfasst (Verlag von R. F. Koehler, Berlin und Leipzig 1926).
Während der früher von dem gleichen Sammler heraus-
gegebene erste Band dieses Briefwechsels die Sturm- und
Drangzeit und die jugendliche Geistesentwicklung der beiden
hochbegabten Furstenkinder enthält, gibt der zweite Band ein
Bild von der geistigen und seelischen Abgekarrtheit gereifter
Menschenkinder, die auf den Höhen des Lebens dahinwandeln
und Menschen- und Volkerschicksale maßgebend beeinflussen.

Aus beiden Bänden dieses Briefwechsels leuchtet vor allem
ein in freundschaftlichem Glanze hervor: die innige seelische
Verbundenheit zweier Geschwister auf Fursthronen. So
schreibt Wilhelmine unterm 20. Dezember 1740 an den könig-
lichen Bruder: Jedes menschliche Wesen verfolgt auf Erden
nur ein Ziel: sein Glück. Das meine besteht allein in Deiner
Gute und in der Genugtuung. Dir mein malich zu jeder
Stunde meine Anhänglichkeit und Ergebenheit zu beteuern.
Ich vermag sie nur durch die dauernden, aufrichtigen Wünsche
für dein Wohlergehen zu beweisen. Und Friedrich verliert
der Schwester in einem Briefe aus Ruyppin ebenfalls aus
dem Jahre 1740: Der Titel Bruder ist mir ruhmvoller als
der jamtlicher allerhochstlicher König oder Verleibter des
Glaubens und Deine Freundschaft gilt mir mehr als alle
kunsthliche Ehrerbietung von Sklaven und die trichternde
Unterwurftigkeit der Untertanen. Und doch erfuhr diese
jährliche Seelenharmonie der Geschwister eine ernsthafte
Erubung in den Jahren 1743-46, und zwar beziehungsweise
durch eine Ehevermittlungssache, in die sich Wilhelmine ein-
gelassen hatte und die dem ausdrücklichen Willen Friedrichs
widerstrebte. Es handelte sich um die Vermählung zweier
am Bayreuther Hofe als Gesellschaftstochter Wilhelminens
fungierender Töchter des preussischen Generals v. d. Marwitz
mit Bayreuther Hofleuten, Vermahlungen, die nach preus-
sischem Landesgesetz unstatthaft waren, da die Erbtochter des
Herzogs keine Ehe mit einem Nichtpreußen eingehen durften.
Auch war Friedrich ernsthafte böſe darüber, das ein Erlanger
id. h. im Bayreuther Lande tätiger) Zeitungsschreiber sich
höchst mibillig über ihn geauert hatte. Ich weit nicht
— so schreibt er an Wilhelmine am 13. November 1744 —
womit ich keine (des Zeitungsschreibers) Angelegenheit habe;
wohl aber weit ich, das ich in meinem Lande nicht gekatte,
das Frechheiten gegen meine Verwandten gedrukt worden.
Noch schmerzlicher wird Wilhelmine des Königs Vorwurf
empfinden haben, das sie offen für Oesterreich Partei ge-
nommen habe gegen ihn, wozu allerdings ein deuoter Befehl, den
Wilhelmine der (damaligen ungarischen) Königin Maria
Theresia abgestattet hatte, als diese sich zur Kaiserkrönung
ihres Gemahls Franz I. (im September 1745) nach Frankfurt
am Main begab, berechtigt den Anlaß gegeben hatte.

Im Mai 1746 kam aber auf Grund einer persönlichen
Aussprache eine völlige Ausbuhnung zwischen den entspannten
Geschwistern zustande, und alle von diesem Zeitpunkt ab
datierten Briefe zeugen davon, das von der vorübergehenden
Verkummung schneller Weie im Weine des idealen Seelen-
bundes zurückgeblieben war. Im Gegenteil: die Beteuerungen
der Liebe und Sehnsucht nehmen immer stärkere,
schwarmere Formen an. Ganz besonders warmen Anteil
nimmt Wilhelmine natürlich an dem wechselvollen Schlach-
tenverlaufe im Siebenjährigen Kriege, aber den der König die
Schwester eingehend unterrichtet. Es ist erstaunlich, das
Friedrich mitten im Kriegsgelummel immer und immer wieder
Zeit gefunden hat, der geliebten Schwester eigenhändige
Briefe von stetem Umfang zu schreiben; aber schlüssig ist,
hinzuzufügen, das gerade diese Briefe, die u. a. nach der
Schlacht bei Rossbach, nach der Einnahme Breslaus, nach dem
Falle von Schweidnitz, nach den ergebnislosen Kämpfen von
Dmah, nach dem Siege über die Russen bei Zorndorf usw.
abgefaßt worden sind, geschonigste Dokumente von höchstem
Werte sind. Für die unbegrenzte gegenseitige Verwahnung
der beiden Königskinder seien aus der späteren Zeit nur
zwei kurze Zeugnisse angeführt. Bereits auf dem Sterbebette
liegend, schreibt Wilhelmine (am 20. August 1758): Ach, lieber
Bruder, wenn etwas mich noch ans Leben fesseln kann, so
ist Du es! Obwohl ich meiner Auslösung mit großem Gleich-
mut entgegenstehe, wünschte ich diesmal, noch weiterleben zu
können, um Dich glücklich und zufrieden zu sehen.... Meine
Blide sind heiss auf den lieben Bruder gerichtet, und sein
Bild ist so tief in mein Herz gegraben, das es erst mit meinem
Leben daraus verschwinden wird. Und Friedrich begleitet
einen am 12. Oktober 1758 — zwei Tage vor Wilhelminens
Tode — an die Schwester gerichteten Brief mit einer langen
geremten „Epistel“, in der es u. a. heißt:

In guten Tagen wie in tiefer Not
Du mein Glück teilst, mein Ungemach betronert.
Wie treulich diese Freundschaft angebauert —
Vergat ich's? Während, lilsberreit,
Tatkraftig freis, entgaltst Du mir das Leid,
Das ich erduldet, und Dein sanftes Wort.
Das oft mich aus des Kammers Mann befreit.
D einige Lust hat Du, mein surzer Fort,
Kraht Dein e zugebietet der Welt ich stand!

Ob dieses Denkmal brüderlicher Verehrung der Sterben-
den noch zu Gestalt und zum Bewusstsein gekommen ist, steht
freilich dahin; am 14. Oktober 1758 hauchte Wilhelmine ihr
Leben aus. Dieses letzte Schreiben Friedrichs an die geliebte
Schwester ist auch deshalb besonders bemerkenswert, weil es
in deutscher Sprache abgefaßt ist, während der gesamte
sonstige Briefwechsel — der damals in böhmischen Kreisen ber-
schenden Unsitte gem — in der Sprache Voltaires geführt

wurde. Die gesammelten Briefe mußten daher erst für die
Duchausgabe von Friedrich v. Doppelbronikowski
ins Deutsche übertragen werden und zeigen noch allenthalben
die Spuren französischer Redewendungen und pariserischer
Galanterie. Französischer Geprang hat A. B. charakteristisch
auf in einer Briefstelle, in der Wilhelmine (am 26. November
1740) über das Hinscheiden einer allgemein verehrten Dame
der Berliner Hofgesellschaft (Anna Elisabeth v. Arnim-
Boitzenburg, geb. Komtesse v. d. Schulenburg) berichtet: Der
Tod hat sie ebenso lebenswürdig gefunden wie ihre Bekannten
und — sie mitgenommen. Offen gestanden, habe ich noch
gar keine Lust, eine ähnliche Eroberung zu machen. — Ein
trübes Kapitel damaliger Kulturzustande rut u. a. einer der
545 Briefe des zweiten Bandes auf. Friedrich schreibt an
die Margravin (unterm 7. August 1740, als er zum Ersten
Schlesischen Kriege ruete): Darf ich Dich fragen, ob der
Margraf (Friedrich von Bayreuth) mir die Freude machen
würde, mir ein paar hundert Mann zur Verstärkung meiner
Truppen auszuheben? Ich würde ihm dafür zehn Taler pro
Kopf... zahlen. Selbstverständlich bilden auch die übrigen
Briefe eine unerhochstliche Fundgrube für den Kulturhistoriker,
Sechzehn Kunstblätter, zumeist hervorragende Kunsthilfen
darstellend, die in den Briefen eine Rolle spielen, sind dem aus-
gestatteten und am Schluss mit einem überflüssigen Per-
sonenregister versehenen Buche beigegeben. Die gehaltvolle
Furstenbrief-Sammlung empfehle ich sich selbst.
Prof. Felix Reichardt.

Ein neuer Norweger in der Weltliteratur?

Hand E. Lind: Die Anfechtungen des Nils Brosme.

Die großen skandinavischen Schriftsteller mit ganz wenigen
Ausnahmen sind ein schlagender Beweis dafür, das die Ver-
wurzelung im Völkischen für die internationale Bedeutung
ihrer Werke eher förderlich, als hemmend ist. Der West- und
auch der Mitteleuroper, in dem zwar vielfach der Chauvinis-
mus hochschlagt, aber nur noch selten das unklugliche Ver-
bundensein mit der mütterlichen Heimatsholle lebendig ist,
sieht in der nordisch-skandinavischen Literatur wehmütig etwas,
was ihm im verwirrenden Getriebe der Weltstädte verloren-
gegangen ist. Die Naturnähe und Menschenferne, die aus
dem Naturlichsten erwachende Macht in primitiv-großartiger
Gestalt fennen unsere Literaten kaum mehr, und doch ist das
Empfinden dafür auch in unserer Zeit nicht erloschen, sondern
nur verjandert, und wer es versteht, die Quellen des mens-
lichen Herzens vom But der Zivilisation wieder freizumachen,
hat das Ohr Europas. So erklären sich die Erfolge der Strind-
berg und Lagerlof, Ibsen und Bjurksen, Kivi und Topelius
neben der geistigen Diktatur eines Dostojewski und Tolstoi; je
weiter entfernt ein europäisches Volk dem Amerikanismus
steht, um so größere Anwartschaft hat es, eine literarische Groß-
macht zu werden.

Wir betonen ausdrücklich Amerikanismus und sagen nicht
Zivilisation, denn gerade Norwegen u. S. besitzt eine intellek-
tuelle geistige Oberhoheit, die an Deltatatese und seelischer Ver-
feinerung der deutschen oder französischen nicht nachsteht. Aber
selbst das Rassenment wirkt hier noch ein wenig nach, und
fogar ein Mann wie Ibsen wirkt bisweilen das psychologische
Seziermesser weg, wenn ihn das spezifisch Norwegische seiner
Stoffe mit sich fortzieht. Diese tragikomische seelische Mischung
ist auch dem Norweger eigen, von dem soeben in der aus-
gezeichneten von H. Göbel herausgegebenen und im Verlag von
H. Sessel erscheinenden Sammlung „Nordische Bücher“ das
erste Werk in deutscher Sprache erschienen ist. Hans E. Lind
ist heute ein mittlerer Fünfziger, neun Romane, zehn Novellen-
bände, acht Dramen und elf Bände literar. und kulturhistori-
schen Inhalts hat er bisher geschrieben, von denen eine Anzahl
beziehungsweise ins Amerikanische, Französische und Hollan-
dische übertragen worden sind — und doch ist er in Deutschland
bisher nicht einmal in den Kreisen bekannt geworden, die das
geistige Leben im Norden mit Aufmerksamkeit verfolgen. Wie
lern — unabsehbar fern liegt doch die geistige Einheit
Europas... Ein Mann, für den sich Georg Brandes mit
starkem Lobe einsetzt, darf Anspruch darauf erheben, gehört zu
werden. Es ist kein Zufall, das gerade der Kritiker Brandes
die Bedeutung Linds hervorhebt, denn zwischen diesen beiden
Männern besteht eine geistige Verwandtschaft, die nicht über-
wunden werden kann. Linds dichterische Gestaltungskraft ent-
steht nicht natürlichen Quellen der Seele, sondern diszipli-
niertester Geistigkeit, die sich mit den Dingen und Geschehnissen
lebensschlusslich auseinandersetzt. Lind kritisiert, sobald er den
Mund aufstut, und wäre er nicht gleichzeitig von einem ge-
waltigen, manchmal fast erschreckenden Humor erfüllt, so würde
sich das Menschliche von seinem überlegenen Verstande ver-
gewaltigt fühlen müssen. Dieser Humor aber macht den Lite-
raten, den Gelehrten Lind zum Dichter, dieser Humor ist die
Brücke, die ihn mit seinem Volke verbindet, und in ihm lösen
sich schlieflich auch die Konflikte, für die es sonst im Leben
schlechterdings keine Lösung gibt.

Die Anfechtungen des Nils Brosme nennt
Lind den Roman, mit dem er vor die deutsche Oeffentlichkeit
tritt. Die Handlung ist höchst einfach. Ein Weibchen der Groß-
stadt mit seinem aus einer gewissen Dekadenz heraus ge-
steigertem Bedürfnis, sich auszuleben, kommt auf eine stad-
tische Kultur entrute Pfarrstelle. Er stellt seinen äußerlich
fühlen, im Grunde aber feigen Subjektivismus der starren
Ehlik der Landbevölkerung entgegen; zwischen diesen beiden
Polen steht seine Frau, sie sucht zu vermitteln, verliert dabei
den Mann und sich selber — aber nur beinahe; im kritischen
Augenblick wird das phillistrische Kompromis des Durchschnitts
geschlossen, alle Beteiligten erkennen sich an ihrem Auguren-
lächeln als Kinder eines Geistes, und der Roman endet in
trivialer Großartigkeit — wie das Leben zumeist auszugehen
pflegt.

Das „Wie“ bei diesem einfachen Vorwurf ist alles. Und
da läst Lind schon rein sprachlich aufhorchen. Mit einer er-
staunlichen Ausdrucksgewalt und einer leuchtenden Anschaulich-
keit wirft er Bilder und Vergleiche hin, die neu sind und durch
ihre Trefflichkeit fesseln. Die seelische Charakteristik ist
messerscharf und voll Logik, wenn auch nicht immer über-
zeugend; eine offensichtliche Neigung zu gedanklicher Kon-
struktion ist Lind scheinbar besonders eigentümlich; er er-
innert hier sehr stark an seinen Landsmann Ibsen. Aber
immer wieder flackert ein grimmiger Humor auf und schmilzt
die Ranten des Antikes ab. Er ist wirklich grimmig und geht
uns Deutschen, in denen etwas von Jean Paul oder Wilhelm
Raabe lebt, nicht leicht ein; aber wenn dafür erst einmal der

Waldes-Gruben 6

ZIGARETTENFABRIK „Waldes“ DRESDEN-ALTST. 16